

Presse-Info: Ausstellung "Blinder Fleck" von Gosia Machon vom 18. April - 30. Mai 2021

Nunmehr bereits im zweiten Jahr präsentiert die Galerie Mellies überregional bekannte Kunst, diesmal Malerei einer anderen Art.

Bilder als „Blinde Flecke“ zu bezeichnen, erscheint zunächst als ein Paradoxon. Etwas zu sehen und es gleichzeitig doch nicht zu sehen, es vor einem geistigen Auge wie Schemen völlig anders zusammensetzen und zu deuten, ist das Wesen der neuen Ausstellung in der Galerie Mellies.

Betrachtet man die Malerei der deutsch-polnischen Malerin Gosia Machon, erscheint der Ausstellungstitel "BLINDER FLECK" auf einmal ganz folgerichtig.

Geheimnisvoll und manchmal auch düster entziehen sich viele ihrer Bilder erst einmal einer eindeutigen Interpretation. Das, was oft sehr sphärisch abgebildet ist, weckt Erinnerungsbilder, spielt mit dem Auge, mit dem Begriff von Anschaulichkeit, von Sehen und Erkennen. Bedeutungen verschwinden und lösen sich auf. Schließen wir die Augen kurz beim Betrachten, werden Areale, verborgene Nervenbahnen in uns berührt, die Wünsche und bislang Verdrängtes zum Vorschein bringen.

Die Gemälde von Gosia Machon projizieren mit einer enormen Fabulierkraft Bilder im Kopf wie kurze Lichtpunkte und man wird sich über Dinge bewusst, die man auf dem ersten Blick weder sofort sieht noch erkennt.

Dabei scheinen die Bilder der in Hamburg arbeitenden und lebenden Künstlerin Gosia Machon regelrecht zu glühen, so sehr heizt sie sie atmosphärisch mit Symbolik auf. Es sind Bilder wie unsynchronisierte Filme. Bilder, die eine andere Aufmerksamkeit und Lesbarkeit erfordern. Sie passen - fast schon balsamisch - ideal zum Anschluss an den kalten Jahreswechsel in den Detmolder Frühling. Hier wird Bildende Kunst zu einem wahren Augenschein, zu einem Highlight und Blickfang.

Was ist nun das Besondere dieser eigenwilligen sinnbefrachteten Bilder, dieser vibrierenden Augenrätsel voller Empfindsamkeit?

Man muss zweimal hinsehen, sich einen Nachschlüssel machen, um sich Zugang zu verschaffen. Man muss seinen Blick auf das Einfache, das Wesentliche kalibrieren. Dann kann sich sogar ein Hauch von Ironie in ihren oft zunächst okkult wirkenden Bildern zeigen.

Der festen Überzeugung, dass eine zu kleinliche, pittoreske, stilisierte oder manierierte Malweise dem psychologisch angehauchten Zweck ihrer Bilder eher abträglich ist, brandet uns in Gosia Machons Bildern eine nicht zimperliche Malerei entgegen. Unverhohlen großflächig, mit dickem Pinselstrich, mit klaren Farben, Konturen, Ecken und Kanten stellen sich uns ihre Bilder entgegen. Da sucht jemand Klarheit. Da will jemand Emotionen aktivieren. Sich nicht in Schale schmeißen. Da malt jemand ganz bewusst und entschieden geheimnisumwitterte Gewaltnatur. Und steht dazu.

Gosia Machon malt wie aus Schwaden. Aus dem Tristen, aus dem Klammen ihrer Motive personifizieren, ja teleportieren sich fast geheimnisvolle Rätsel. Mit Patina überzogene, unorthodoxe, offenlassende, kahle Szenen im Halbdunkel führen rare Geschichten und Figuren vor. Oft sind es getünchte, archaische, harzige und verwitterte Farben. Aber auch - bei den Ölbildern - Farben wie Kristalle: in ihrer Wirkung klar und klirrend. Ein bewusst gesetzter formaler Reizentzug. Mehr wolkig als heiter. Farben, die von Heilung als auch von Zerfall künden. Violett bräunlich, mal fadenscheinig und lichtlos, mal strahlend und kunterbunt.

Gosia Machons Bilder wirken wie bei hellem Sonnenlicht unter einer geschützten Hand gemalt. Abgeschirmt und metaphorisch. Fordernd und beunruhigend. Das Strahlende, das Schillernde, das, was Wirklichkeit auch haben kann, völlig ausblendend.

Dabei umfasst Gosia Machons Farbwelt ein wohlklingend dissonantes und erdig gebliebenes Farbletzen. Kaffeebraun wie Pferdehäuten. Flaschengrün, dachziegelorange, sinalcogelb, marmeladenrot. Beige wie Veloursleder. Verschleiertes blau. Weiß ist bei ihr nicht weiß, sondern Elfenbein, Schmalz und Kaugummi. Farben wie Streuobst. Grau, violett. Wir sehen versehrte Farben, die von kratzigen Kinderstrumpfhosen kündigen, von Topflappen. Farben, wie wir sie aus gänzlich anderen Zusammenhängen kennen, Farben wie Altersflecken, zigarrenrauchgrau, wie Polstermöbel, sepia, türkis, mahagoni und curry. Indian summer meets golden brown.

Nur ist dies mitnichten ein nostalgisch verklärter Shabby Chic. Auch wenn diese wunderbar verwelkte Farbästhetik einer vergangenen Zeit zu entspringen scheint, feiert Gosia Machon mit ihren oftmals überschatteten Farbtönen im Grunde die Ursprünglichkeit der Farben.

Dazu kommt das sie inhaltlich kleinste Situationen verewigt und sie zu staunenswerten Erscheinungsbildern inszeniert. Fragile Gestalten wie kleine Reiter genauso wie stämmige Baum-Hybriden, denen gegen alle Gesetze der Vegetation zum Trotz scheinbar Fußgebilde aus dem Stamm wachsen. Alles ist und bleibt hier zwar eindeutig benennbar, beschreibbar, mit viel Eigensinn. Und nur schwer zu deuten.

Anatomisch korrekt, perspektivisch richtig, malerisch virtuos sind nicht die Worte, die einem sofort in den Sinn kommen, wenn man Gosia Machons Werke sieht. Es sind fast kärglich gemalte Physiognomien. Das Gegenteil von pompöser Fülle und kraftmeiernder Originaltreue. All das ist nicht ihr Antrieb. Es ist weit mehr!

Denn gerade das Flächige und Eindimensionale im Malen kann diese Interpretationsvielfalt erst am besten hervorrufen. Räumliche Tiefe, Plastizität braucht es da nicht und stünde nur im Weg.

Ihre tanzenden Figuren sind farbige Platzhalter und Attrappen, spukende Gestaltwandler und stehen für etwas anderes. Erst durch ihre asketische Einfachheit und spartanische Sperrigkeit bilden sie geschlossene schwebend-surreale Systeme, Schimären gleich.

Dieses Einbetten wie in farbigen Fruchtblasen macht Gosia Machons Bilder so gewaltig und mitreißend und ihre Klaviatur so assoziativ, nie perlenbesetzt. Es sind Mirakel aus mannigfaltigen Dingen, aus Tieren und menschenähnlichen Wesen. Minimalistische Szenen, mit denen sie einen enorm dichten narrativen Kokon spinnt.

Es ist Malerei von heute und für heute. Gosia Machon malt aus dem hier und jetzt. Aus der verblassenden Natur. Man kann es als Schwanengesang betrachten, denn das unbedingt Interessante an ihrer Kunst ist das Leiten des Blicks auf eine andere Natur. Vielleicht auch auf eine sterbende Natur. Auf ein anderes Dasein.

Mit Bravour lenkt sie das Betrachten auf das Wenige und macht ihre Bilder zu märchenhaften kleinen Bagatellen, zu halluzinogenen schwebenden Zaubergärten, mal wie Kopfsteinpflaster, mal wie Luftballons.

Allesamt zartbittere Bildpralinen.

Text: *Andreas Nitschke*